



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2014

**Rezension zu Bang, Peter Fibiger / Kolodziejczyk, Dariusz (Hg.): Universal
Empire: A Comparative Approach to Imperial Culture and Representation
in Eurasian History, Cambridge: Cambridge UP 2012**

Höfert, Almut

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-105635>
Scientific Publication in Electronic Form

Originally published at:

Höfert, Almut (2014). Rezension zu Bang, Peter Fibiger / Kolodziejczyk, Dariusz (Hg.): Universal Empire: A Comparative Approach to Imperial Culture and Representation in Eurasian History, Cambridge: Cambridge UP 2012. perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung: Max Weber Stiftung.

Peter Fibiger Bang, Dariusz Kolodziejczyk (ed.), Universal Empire. A Comparative Approach to Imperial Culture and Representation in Eurasian History, Cambridge (Cambridge University Press) 2012, XVII–378 p., ISBN 978-1-107-02267-6, USD 130,00.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Almut Höfert, Zürich

Kann es Globalgeschichte vor der Globalisierung geben? Wie schreibt man Globalgeschichte in einer Zeit, in der transregionale Verflechtungen noch nicht so verdichtet waren wie nach der Globalisierung? Die klassische Weltgeschichte, die mit Oswald Spengler, Arnold Toynbee, aber auch Immanuel Wallerstein das Zivilisationsparadigma des 19. Jahrhunderts als historiographischen Zugriff verwendete, ist zu Recht in die Kritik geraten: Die Setzung von Kulturen als historische Einheiten folgt bekanntlich dem modernen akademischen Disziplinenkanon, der zwischen dem Westen (Geschichtswissenschaft) und den Kulturen der außereuropäischen Welt (*Area Studies*) strikte Grenzen zog, und ist damit offen für Eurozentrismen, Orientalismen und andere Essentialisierungen. Der vorliegende Band nimmt auf diese vom *cultural turn* und den *postcolonial studies* angestoßenen Diskussionen, in denen der historische Vergleich vor allem in Deutschland (im Gegensatz zur derzeit allseits gelobten *entangled history*) schnell ins Kreuzfeuer der Kritik gerät, kaum explizit Bezug. Die Herausgeber stellen ihren Untersuchungsgegenstand vielmehr in eine Reihe von Arbeiten (unter anderem von Peter Bang, Ian Morris, Walter Scheidel), die vormoderne Reiche miteinander vergleichen und präsentieren mit diesem Sammelband Forschungsergebnisse des von COST (European Cooperation in Science and Technology) finanzierten Netzwerkes »Tributary Empires Compared«. Die vergleichende Perspektive der Herausgeber bezieht ihre Impulse vor allem aus der historischen Soziologie (Ernest Gellner, Shmuel Eisenstadt), die den viel gescholtenen Zivilisationsvergleich maßgeblich prägte.

Das Resultat zeigt indes, wie fruchtbar es sein kann, sich einmal nicht den Kopf über eurozentristische Analysekatoren und die Grundsatzkritiken am Vergleich zu zerbrechen, sondern ihn zu praktizieren.

Die substanzielle Einleitung der beiden Herausgeber verdeutlicht, warum das funktioniert. Sie definieren imperialen Universalismus nicht nach strengen Kriterien, sondern machen ein Gefüge von Gemeinsamkeiten aus: unterschiedliche Unterwerfungsgrade innerhalb eines Reiches (direkt und indirekt kontrollierte Territorien sowie lose Anerkennungsakte weiter entfernter Königreiche) in einem Horizont, der sich durch eine kulturell wie sprachlich diversifizierte Bevölkerung auszeichnete. Der Anspruch auf Weltherrschaft musste stets verteidigt werden. Das Konzept des Universalreiches wurde dabei immer wieder revidiert. Diese Legitimationsansprüche stehen im Zentrum des Bandes mit drei

breit gefassten Untersuchungsbereichen: (a) Symbolik, Zeremoniell und diplomatische Beziehungen, (b) universale oder kosmopolitische Schriftkulturen und (c) die Tendenz, universale imperiale Herrschaft als kosmische Weltordnung zu konzipieren.

Die Diskrepanz zwischen Universalanspruch und realer Machtsphäre eines Reiches konnte indes beträchtlich sein. Die Herausgeber skizzieren daher drei Phasen mit den räumlich größten Reichsverbänden in der Weltgeschichte. (1) Alexander der Große, der »letzte der Achämeniden« (so formulierte es Pierre Briant 1996), weitete das Perserreich weit bis nach Zentralasien aus. Die daraus hervorgegangene hellenistische Ökumene wurde durch das Römerreich in seiner rivalisierenden Koexistenz mit dem wieder iranisierten Perserreich unter den Parthern und Sassaniden entzweit. Im Sammelband analysiert Gojko Barjamovic die imperiale Kultur Assyriens und des achämenidischen Persiens mit ihren monumentalen Palastreliefs. Peter Bang betrachtet die elaborierten rituellen Grammatiken der hellenistischen Königreiche nach Alexander und zeigt, wie das indische Mauryareich unter Ashoka dem Großen (reg. 268–232 v. Chr.) sich zu dieser hellenistischen imperialen Tradition verhielt. Rolf Schneider beleuchtet das ambivalente *imaginaire* über Persien und Troja im imperialen römischen Selbstverständnis. (2) Das islamische Kalifat vereinte wieder weite Teile des Römerreiches mit dem Perserreich, erstreckte sich von Gibraltar bis nach Afghanistan und erfüllte damit die Vision des griechischen Historikers Herodian (170-240 n. Chr.), die römisch-persischen Ressourcen zu vereinigen. Als im 10. Jahrhundert das Abbasidenreich in verschiedenen Monarchien aufging, entwickelte sich der muslimische Commonwealth, in dem der Kalif allerdings noch länger symbolische und religiöse Autorität besaß und muslimische Gelehrte das aristotelische universale Wissenskorpus vermehrten (Garth Fowden), während die römische Reichstradition in Byzanz und im lateinischen Westen fortgeführt wurde (Dimitar Angelov und Judith Herrin). (3) Das gewaltige, von Dschingis Khan begründete Mogulreich war demgegenüber sehr viel kurzlebiger, hinterließ seinen diversen Nachfolgereichen aber ein nachhaltig wirkendes Herrschaftsmodell und führte zur Einheit Chinas. In der Frühen Neuzeit gab es eine ganze Reihe von Universalreichen in Eurasien, die sich aus einem breiten Repertoire an universalimperialer Tradition bedienten. Mit Ausnahme des Moskoviter Reiches ist diesen Reichen jeweils ein Aufsatz gewidmet. Die ursprünglich nicht han-chinesische Mandschu-/Qingdynastie legitimierte sich über das Konzept des Himmelsmandates mit einem konfuzianischen Universalismus, mit dem sich auch Korea und Japan zwangsläufig auseinandersetzten (Evelyn Rawski). In Nordindien entwickelten die Mogulkaiser nicht zuletzt in ihren berühmten Miniaturen eine multiple Identität, wobei sie sich auch auf die antike persische Königstradition beriefen, was sie freilich nicht davon abhielt, die zeitgenössischen Safawiden in eine unterlegene Position zu verweisen (Ebba Koch). Im südindischen, vorrangig hinduistischen Reich Vijayanagara stützte sich König Krishnadeva (1509–1529) auf die transregionale Kaste der Brahmanen und präsentierte sich vor allem im Medium der Dichtung als kriegs- und bücherkundiger Kaiser zugleich. Unter den südindischen Nachfolgereichen kam es dann zu einem bemerkenswerten

Wandel, bei dem der Herrscher mit Gott verschmolz, sich gleichzeitig ästhetisch-erotisch inszenierte, während das Königtum als Moderator von Waren- und Ressourcenfluss dargestellt wurde (Velcheru Narayana Rao und Sanjay Subrahmanyam). Dariusz Kołodziejczyk zeigt, wie die Osmanen im 15. und 16. Jahrhundert das vielfältige Register der imperialen Tradition nutzten, um sich mit Titeln wie *sultan*, *padishah*, *khan*, *tsar*, *kayser*, *imperator* und *basileus* vor ihren Untertanen zu legitimieren und diplomatisch flexibel in Rangverhandlungen zu agieren. Diese Tour d'Horizon durch die Universalreiche Eurasiens wird durch einen Beitrag über das Aztekenreich ergänzt, in dem die Herrscher den aztekischen Universalismus hegemonial propagierten, sich aber auch pragmatisch den konkreten Machtverhältnissen anpassten (Justyna Olko).

Die Einzelstudien des Bandes zeigen eindrücklich, weshalb der globale Vergleich von Universalreichen alles andere als eine klischeebehaftete Fortschreibung des Zivilisationsparadigmas mit sich bringt: Universalreiche durchschneiden in ihrem historischen Selbstverständnis die Kulturgrenzen des 19. Jahrhunderts und spielen flexibel auf der Klaviatur imperialer Traditionen. Die Praxis des globalen Vergleichs erweist der Dekonstruktion des Eurozentrismus durch das kluge Design der Herausgeber mehr Dienste als so manche theoretische Abhandlung. Der ideen- und rechtsgeschichtliche Aufsatz von Peter Haldén über die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorstufen der modernen europäischen Staatenordnung erstaunt daher umso mehr und zeigt, dass methodische Grundsatzkritik an Eurozentrismen weiterhin unverzichtbar bleibt: Haldén verengt in einer deprimierenden (west-)europäischen Selbstreferentialität anhand der üblichen Verdächtigen (Thomas von Aquin, Bodin, Vitoria, Suarez, Grotius, Hobbes etc.) den Blick ganz auf die europäische Zivilisation, die die moderne Staatenordnung als einzige globale Weltordnung in der Geschichte im Alleingang hervorgebracht habe. Was sollen wir aus diesem Beitrag im weiten Horizont dieses Sammelbandes schließen – dass die Vormoderne gut genug für den Blick über Europa hinaus ist, aber in der Moderne der historische Raum wieder allein von europäischen Playern bespielt wird? Dieser europapatriotische Ausrutscher schmälert jedoch nicht das große Verdienst dieser Publikation, die durch lange und intensive Vorarbeiten eine tiefergreifende Synthese präsentiert, als es bei Sammelbänden üblicherweise der Fall ist. Mit einer überaus lesenswerten Einleitung und faszinierenden Einzelbeiträgen bietet sie zwei Dinge zugleich: ein neues welthistorisches Modell als Orientierungs- und Diskussionsbasis sowie viele Aspekte, an die künftige Forschungen und globalgeschichtliche Reflexionen anknüpfen können.